

Er ist wieder da, der »Lilienprinz« mit seiner prächtigen Krone. Lange war er nur noch als eine Art Gallionsfigur auf den Schiffen der kretischen Fährlinie Minoan präsent. Das Archäologische Museum in Heraklion, Haus und Hof des »Prinzen« seit 1952, war geschlossen, und damit auch der jahrtausendealte Prinzenpalast, der in Trümmer fiel, als der Kameni-Vulkan zerbarst, ein Tsunami die kretischen Nordküsten verschlang und schwere Erdbeben den Rest besorgten – so will es die wissenschaftlich längst widerlegte Legende bis heute.

Im vergangenen Jahr wurde das Museum in einem neuen, sehr viel größeren Bau wieder geöffnet, und seit dem vergangenen Sommer sind auch die Exponate aus Knossos wieder alle zu sehen, die den Platz so dringend brauchten, darunter eben der »Lilienprinz« als ein zentrales Ausstellungsstück neben einem erstaunlichen Stierkampffresco. Nicht zu haben ist seltsamerweise ein Katalog, der erklären könnte, was genau Arthur Evans fand, als er im Jahr 1900 begann, im Kairatos-Tal ein bronzezeitliches Bauwerk mit nahezu 1.200 Räumen auszugraben.

In »Joseph und seine Brüder« beschrieb Zeitgenosse Thomas Mann, was der englische Spatenforscher als »Palast von Knossos« zu Tage beförderte: »Frauen in bunten und starren Prunkröcken saßen und wandelten, den Busen entblößt im enganliegenden Mieder, und ihre Haare, über dem Stirnband gekräuselt, fielen in langen Flechten auf ihre Schultern. Anderwärts schlugen Akrobaten Luftpurzelbäume über die Rücken tobender Stiere hinweg, zur Unterhaltung von Damen und Herren, die ihnen aus Pfeilerfenstern und von Balkonen herab zuschauten.« Eine Zauberwelt voller Farben und hochzivilisiert: blaue Affen und eine »Karawanserei«, ein »Zollhaus«, das »Bad der Königin« nebst »Toilette« (mit Wasserspülung), ein »Thronsaal« – und der »Lilienprinz«. Der hängt nun mit all den anderen herrlichen Fresken, die Heraklion und die Welt ihrem Finder Evans verdanken, in einer eigens zu diesem Zweck geschaffenen lichten Halle.

Diesseits der Sagenwelt

Ansonsten hat sich nichts geändert seit 1952, die Menschen bewundern den »Prinzen« wie vor 60 Jahren, als er noch im alten, etwas muffigen Bau bewahrt wurde. Die Fresken tragen dieselben Titel wie damals, als hätte die Forschung das Thema »Knossos« längst abgeschlossen, als wäre der Diskussion um die »minoische Kultur« nichts hinzuzufügen. Wie das?

Ein kurzer Blick zurück: Im Jahre 2001 zeigte das Badische Landesmuseum in Karlsruhe drei Monate lang Fundstücke aus der »minoischen Epoche« der Insel Kreta. Der Zeitpunkt war günstig. Zwei Jahre zuvor hatte das griechische Kulturministerium die Renovierung und Erweiterung des Museums in Heraklion in Auftrag gegeben. Auf Kreta wurden erste Vitrinen geräumt und Exponate eingelagert. Das alte Gebäude war von Beginn an viel zu eng und entsprach bei weitem nicht der Bedeutung des ungeheuren Schatzes, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Knossos, Phaestos, Mallia und Kato Zakros gehoben worden war.

Der Katalog zur badischen Ausstellung, ein Wälzer von 370 großformatigen Seiten mit dem Titel »Im Labyrinth des Minos«, wurde erarbeitet von führenden Fachleuten der mediterranen Bronzezeitforschung. Im Ehrenkomitee saßen Botschafter, Konsuln und sämtliche Direktoren der griechischen Altertümerverwaltungen. Die Koordinierung des Forschungsberichts – so muss man diesen »Katalog« wohl nennen – hatten die Leiter der kretischen Museen. Was immer Archäologen, Geologen, Geographen und Historiker über die kretischen Paläste und ihre Bewohner zu wissen glaubten, wurde auf neuestem Stand zusammengetragen.

Das Lilienprinzen-Puzzle

»Minoisches« für den Massentourismus: Ein neues Museum in Heraklion lässt Fragen offen. **Von Hansgeorg Hermann**



Flickwerk aus Ringer, Boxer, Sphinx? Der »Lilienprinz«

Im Kapitel über »Ausstattung und Inventar der minoischen Paläste« sind dem »Lilienprinzen« zweieinhalb Seiten gewidmet. Gerhard Hiesel und Hartmut Matthäus, Vertreter der klassischen Archäologie, lassen dem großen Farbfoto einen Text folgen, in dem sie den jungen Mann in Lendenschurz und nobler Haltung, nun ja, belächeln: »Der sogenannte Lilienprinz (ist) eine lebensgroße männliche Gestalt, die Sir Arthur Evans wohl fälschlicherweise aus Teilen mehrerer Bilder rekonstruierte. Die Lilienkrone, die Evans ihm zuwies, gehört vermutlich zu einer Göttin oder einer Sphinx. Bis heute herrscht keine Einigkeit, ob die ruhig schreitende, die rechte Faust vor der Brust ballende Figur der minoischen Blütezeit als Herrscher – dies wäre eine Ausnahme in der minoischen Ikonographie –, als Gottheit oder vielleicht als triumphierender Sportler – als Ringer oder Boxer – zu deuten ist.«

Und nicht nur das. Wolf-Dietrich Niemeier, bis 2013 Direktor der »Abteilung Athen« des Deutschen Archäologischen Instituts, präsentiert der Fachwelt im Katalog drei gezeichnete Rekonstruktionsvorschläge, die Evans' falschem Puzzle im neuen Museum in Heraklion hätten zur Seite gestellt werden können. Auf entsprechende Anfrage erklärt dessen Direktorin Stilian Mandalaki allerdings, zuständig

sei »das General Directorate of Antiquities« in Athen, »leider«. Dort kann in einer langen Stunde am Telefon kein Zuständiger gefunden werden. Und so bleibt auch die Frage offen, warum sich das Museum nicht weiter mit dem von Evans geprägten Begriff »minoische Kultur« befasst. Der 1941 im Alter von 90 Jahren verstorbene Brite war bis ans Ende seines Lebens überzeugt, den Palast des sagenhaften Königs Minos gefunden zu haben. Es lag also nahe für ihn, die Untertanen des Herrschers »Minoer« zu nennen. Doch wie hießen sie diesseits der Sagenwelt von Mino-taurus, Dädalus und Ikarus tatsächlich? Wie nannten sie sich selbst? Wie wurden sie genannt?

Paläste für Tote

Einen Hinweis gab 1972 der Stuttgarter Geologieprofessor Hans Georg Wunderlich in seinem Buch »Wohin der Stier Europa trug«. Eine Expedition unter dem Althistoriker Eduard Meyer hatte nur kurz nach Evans' kretischem Fund im oberägyptischen Theben-West Grabkammern ägyptischer Hofbeamter des 15. Jahrhunderts vor unserer Zeit untersucht und war dabei auf Bilder gestoßen, »wie sie im Palast von Knossos zutage gekommen waren«. Wunderlich: »Zwar blieben auch diese 3.500 Jahre alten Gestalten stumm, doch kündete uns der begleitende Text in Hieroglyphenschrift den Namen, mit welchem jenes fremde Volk die Bewohner des bronzezeitlichen Kretas bezeichneten: Keftiu.«

Staatsdiplomierter Führer in Knossos bestätigen den Begriff Keftiu heute nur auf Nachfrage, im Museum in Heraklion

on ist er gar nicht zu finden. Auch die in Wunderlichs Buch aufgestellte These, Knossos sei wie die großen Anlagen in Phaestos, Mallia und Kato Zakros womöglich keine »Paläste« für Lebende, sondern für Tote gewesen, es handle sich also um Nekropolen, wird nicht zur Diskussion gestellt. Wunderlich, der mit seinem 450-Seiten-Buch im Grunde die einzige bis ins Detail zu Ende gedachte, mit Indizien untermauerte These zu Entstehung und angeblich »plötzlichem« Verschwinden der kretischen Hochkultur lieferte, gilt als »widerlegt«. Dies wohl hauptsächlich deswegen, weil er 1974 im Alter von nur 46 Jahren verstarb und seine Ergebnisse nicht mehr verteidigen oder vervollkommen konnte.

Eine Art Disneyland

Eine Erklärung für die Zurückhaltung der Verantwortlichen in Museum und Athener Ministerium ist die Bedeutung der Ausstellung sowie der Grabungsstätten in Knossos etc. für den Massentourismus. Die jährlichen Besucherzahlen in Knossos haben längst Millionengrenzen überschritten, alle Grabungsstätten melden Zuwächse – ein Wirtschaftsfaktor ohnegleichen für die kaputten öffentlichen Haushalte des Landes. Aber reicht das als Grund dafür, Mythologie statt Forschungsergebnissen und Wissen zu verkaufen? Müssen sich Knossos-Touristen deshalb, Evans' bunte Betonrekonstruktionen immer vor Augen, bisweilen in einer Art archäologischem Disneyland wähen?

Desungeachtet bleibt die Sammlung aus Kult- und Gebrauchskeramik, Reliefs, Plastiken und Sarkophagen in den neuen, lichtdurchfluteten Hallen des Museums eindrucksvoll. Der Entwurf der Athener Architektengemeinschaft A. N. Tombazis and Associates, die auf repräsentative kulturelle Großprojekte spezialisiert ist und die Bauaufsicht innehatte, erfüllte grundlegende Forderungen des Ministeriums: Das Konzept sollte ökonomisch und ökologisch brillieren sowie den gewaltigen Annex des alten Hauses baulich in die exponierte Lage des Museumsplatzes hoch über dem Hafen der kretischen Hauptstadt einpassen. Das ist sowohl in praktischer als auch in ästhetischer Hinsicht gelungen.

Tombazis und Partner, die auch für Museumsbauten in Delphi und für das unterirdische Grabhügelmuseum im mazedonischen Vergina mit dem mutmaßlichen Bestattungsort Philipps II. verantwortlich zeichnen, vergrößerten die Ausstellungs- und Verwaltungsfläche in Heraklion von 5.200 auf fast 8.200 Quadratmeter. Ursprünglich waren dafür nach Auskunft des leitenden Architekten Nikos Vratsanos 13 Millionen Euro veranschlagt. Der Rahmen dürfte inzwischen um einige Millionen überschritten worden sein. Genauer ist gegenwärtig nicht zu erfahren. Während der Arbeiten am Fundament eines Mehrzweckbaus fanden Baggerführer Überreste einer mittelalterlichen Basilika. Die Freilegung verzögerte die Bauarbeiten ebenso wie Forderungen von Archäologen, das neue Gebäude ähnlich wie das Akropolis-Museum in Athen auf Betonpfeiler zu stellen, um die nun ausgeführten Grabungen zugänglich zu halten und zu schützen.

Eddi für Uwe Steimle

Edgar Külow (1925–2012), Kommunist, zeitweilig in der DDR verbotener Kabarettist und bis zu seinem Tod jW-Kolumnist, verlieh 1981 den gerade von ihm gestifteten und nach ihm benannten Eddi an sich selbst – als Auszeichnung an einen »Nichtwürdenträger«. Der Eddi-Preisträger von 1984, der Schauspieler Peter Bause, führt am Donnerstagabend im Kulturhaus Berlin-Karlshorst durch das Programm zur Verleihung der seit 2013 durch Initiative u. a. des Eulenspiegel-Verlages und der Tageszeitung *Neues Deutschland* wiederaufgestellten kleinen Figur. Er überreichte sie zusammen mit der Bezirksbürgermeisterin von Berlin-Lichtenberg, Birgit Monteiro (SPD), und Eulenspiegel-Verlagsleiter Matthias Oehme an den, so Bause, »Erfinder der »Kehre« (für den DDR-Anschluss 1990) und Verbreiter der sächsischen Vokabel »fourschbar« im deutschen Sprachgebiet, den Dresdener Schauspieler und Kabarettisten Uwe Steimle. Der bedankte sich vor etwa 200 begeisterten Gästen mit einem Soloprogramm, wurde aber des öfteren unsatirisch: Angesichts der Kriegsgefahr sei es nötig, dass mindestens 100.000 Menschen den Reichstag umzingeln, um Frieden zu erzwingen. Bei der gegenwärtigen Personalstärke der Bundeswehr müsste zwar ein Demonstrant mit zwei von denen fertigwerden, das sei aber zu schaffen. Nur das Aushungern von Sigmar Gabriel brauche länger. Die Laudatio hielt der Publizist Hans-Dieter Schütt. (asc)

Außerhalb der Klammer

Der ungarische Schriftsteller Peter Esterhazy (65, »Harmonia Caelestis«) hat in einer für die Buchmesse im schwedischen Göteborg verfassten Rede nebenbei mitgeteilt, dass er an Krebs erkrankt ist. Die am Freitag in der ungarischen Wochenzeitschrift *Elet es Irodalom* (Leben und Literatur) veröffentlichte Rede bot vor allem heiter-ironische Betrachtungen über das Wesen der Literatur, die »durch Zauber und Rätsel« funktionieren. »Darüber könnte ich viel sprechen, über den Zauber, über das Rätsel. Und noch dazu wie beschwingt, wie inspiriert. Denn dies füllt mein Leben aus. – Klammer: Dies hat sich ein wenig geändert, darum bin ich nicht persönlich hier (in Göteborg, jW), jetzt versucht etwas anderes mein Leben zu erfüllen, also könnte ich auch über den Bauchspeicheldrüsenkrebs beschwingt und inspiriert sprechen, was ich jetzt dem Publikum erspare, aber machen Sie sich keine Hoffnungen, früher oder später werde ich auch länger darüber sprechen, I am afraid. – Ich setze außerhalb der Klammer fort, als ob nichts geschehen wäre.« (dpa/jW)